

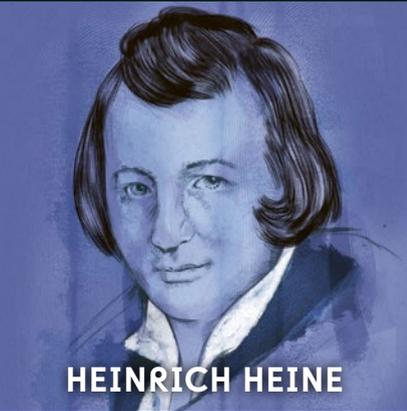
Sonderausgabe

# dreizehn GEDICHTE

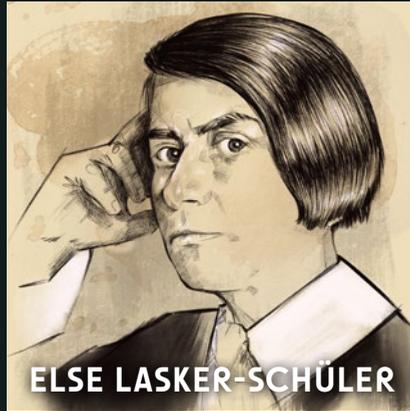
+13

Wir sind doch  
alle Menschen.  
Wir müssen  
menschlich sein.

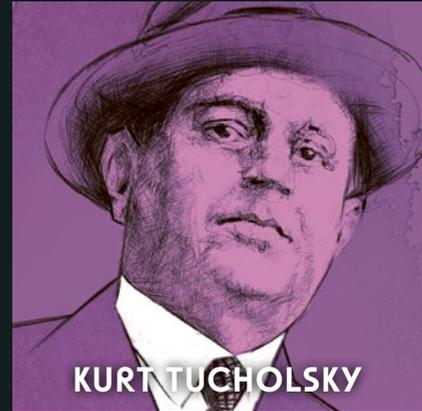
GEGEN ANTISEMITISMUS – FÜR DAS ERINNERN



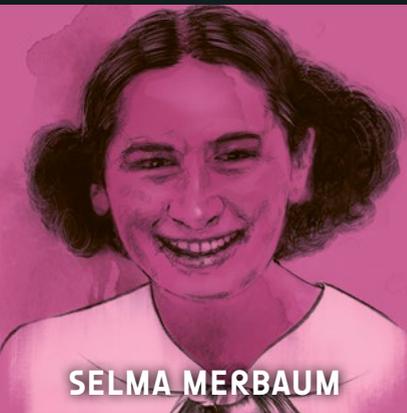
HEINRICH HEINE



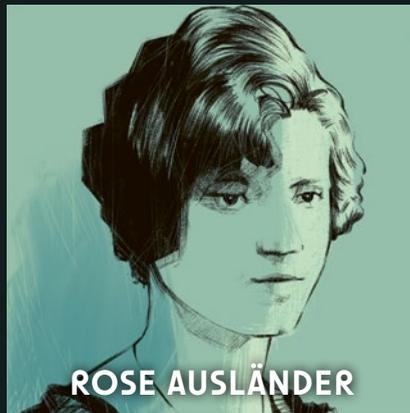
ELSE LASKER-SCHÜLER



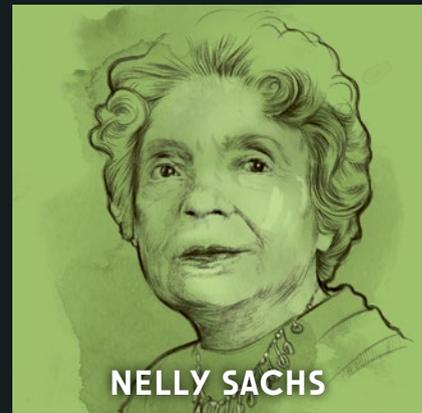
KURT TUCHOLSKY



SELMA MERBAUM



ROSE AUSLÄNDER



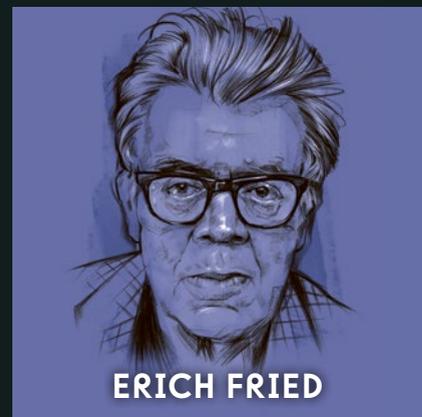
NELLY SACHS



HILDE DOMIN



MASCHA KALÉKO



ERICH FRIED

„Als ich zurückgekommen bin in 2010, hätte ich mir nicht vorstellen können, was sich verändert hat. Es war wunderbar. Alles war gut. Ich bin entsetzt, was jetzt sich aufgetan hat. Wir sind doch alle Menschen, kommen auf dieselbe Art und Weise auf diese Welt. Es gibt kein christliches, kein muslimisches, kein jüdisches Blut. Es gibt nur menschliches Blut. Wir sind alle Menschen. Respektiert diese Menschen. Das ist, was ich jedem sage. Wir dürfen und müssen achtgeben. Wir müssen menschlich sein. Das ist, was ich sage. Nur menschlich sein. Seid Menschen.“

Diese Worte sprach Margot Friedländer (102) am 27. November 2023 bei der Veranstaltung „Gegen das Schweigen. Gegen Antisemitismus.“ im „Berliner Ensemble“.



## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

„**Gegen das Schweigen. Gegen Antisemitismus.**“ Unter diesem Titel fand am 27. November im "Berliner Ensemble" ein Solidaritätskonzert statt. Initiator **Igor Levit** und seine Gäste gestalteten einen Abend mit Musik und Literatur, der uns tief bewegt hat. **Margot Friedländer**, heute eine der letzten Überlebenden der Shoah, sprach eindringliche Worte. Auf der Bühne wurden auch Werke jüdischer Dichterinnen und Dichter vorgetragen.

Im Sommer 2021 haben wir die Lyrik-Reihe „**dreizehn +13 Gedichte**“ gestartet. Die Idee: je dreizehn Klassiker und +13 zeitgenössische Gedichte vereint in einer Ausgabe. Katharina Pütter liest die dreizehn Gedichte ein und schreibt zu jedem einen essayistischen Kommentar.

Jetzt haben wir aus den drei ersten Magazinen neun Texte **jüdischer Dichterinnen und Dichter** ausgewählt – für diese nur digital erhältliche Sonderausgabe.

Unser Zeichen der Solidarität **gegen Hass und Antisemitismus.** Lyrik für Menschen und Menschlichkeit.



OLIVER  
WURM



KATHARINA  
PÜTTER

# Lust auf Lyrik?



Die ersten drei Ausgaben von **dreizehn+13 Gedichte** sind im Buchhandel jederzeit bestellbar und auch an vielen Bahnhofskiosken noch erhältlich.

Die nächste reguläre Ausgabe von **dreizehn+13 Gedichte** erscheint im **Februar 2024**. Mit Lyrik zum Thema **Liebe**.



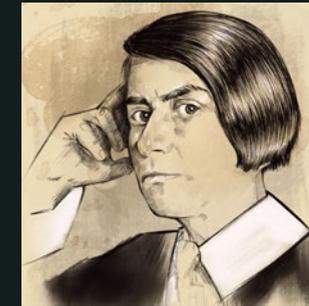
Und natürlich hier: [dreizehnplus13.de](http://dreizehnplus13.de)

## Inhalt

dreizehn+13 Gedichte



HEINRICH HEINE 6  
Nachtgedanken



ELSE LASKER-SCHÜLER 14  
Ein alter Tibetteppich



KURT TUCHOLSKY 22  
Das Ideal



SELMA MERBAUM 30  
Poem



ROSE AUSLÄNDER 40  
Wir sind zwei Lotusblüten



NELLY SACHS 48  
Chor der Geretteten



HILDE DOMIN 56  
Wer es könnte



MASCHA KALÉKO 64  
Sozusagen grundlos vergnügt



ERICH FRIED 72  
Was es ist

# Heinrich Heine

## NACHTGEDANKEN

\* 1797 in Düsseldorf  
† 1856 in Paris



# ” Nachtgedanken

Denk ich an Deutschland in der Nacht,  
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,  
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,  
Und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!  
Seit ich die Mutter nicht gesehn,  
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;  
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.  
Die alte Frau hat mich behext,  
Ich denke immer an die alte,  
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,  
Und in den Briefen, die sie schrieb,  
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,  
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.  
Zwölf lange Jahre flossen hin,  
Zwölf lange Jahre sind verflossen,  
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,  
Es ist ein kerngesundes Land,  
Mit seinen Eichen, seinen Linden,  
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,  
Wenn nicht die Mutter dorten wär;  
Das Vaterland wird nie verderben,  
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab,  
So viele sanken dort ins Grab,  
Die ich geliebt – wenn ich sie zähle,  
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muss ich – mit der Zahl  
Schwillt immer höher meine Qual,  
Mir ist, als wälzten sich die Leichen  
Auf meine Brust – Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht  
Französisch heit'res Tageslicht;  
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,  
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

HÖREN:



**In seiner Heimat Deutschland ist Harry Heine als Jude ein Außenseiter, ein Ausgestoßener.**

1825 lässt der gebürtige Düsseldorfer sich taufen – im Alter von 27 Jahren konvertiert er vom Judentum zum Christentum und nennt sich fortan Heinrich. Als promovierter Jurist findet er in Deutschland dennoch keine Anstellung, und es gelingt ihm nicht, Teil der bürgerlichen Gesellschaft zu werden.



Heinrich Heine etabliert sich mit seinem ersten Gedichtband „Buch der Lieder“ und seinen literarischen Reiseberichten „Reisebilder“ als freier Schriftsteller. Er vertritt liberale Ansichten und kritisiert soziale Missstände. 1831 zieht er nach Frankreich – er verehrt die post-revolutionäre französische Kultur und entflieht der deutschen Zensur und dem deutschen Antisemitismus. Von den Pariser Intellektuellen wird er geschätzt. Paris ist für ihn ein Ort der Freiheit. Dort ist er ein Ausländer.

„Nachtgedanken“ schreibt Heine 1843, nach zwölf Jahren im Pariser Exil – inzwischen sind seine Werke im gesamten Deutschen Bund verboten. Er formuliert in dem Gedicht eine wachsende und sorgenvolle Sehnsucht nach der Mutter und ambivalente Gefühle beim Gedanken an sein Heimatland. Als eine Klage an das „Vaterland“ und als eine Liebeserklärung an das „Mutterherz“ lässt es sich lesen.

„Denk ich an Deutschland in der Nacht, / Dann bin ich um den Schlaf gebracht.“ Das lyrische Ich äußert seinen Kummer. Nicht vordergründig über die politischen Verhältnisse, sondern über die schmerzhafteste Distanz zur liebenden Mutter, deren Herz die räumliche Trennung ebenfalls belastet. „Zwölf lange Jahre sind verflossen“ seit der letzten Begegnung, doch in Gedanken ist

die Mutter stets präsent. Die Sehnsucht nach einer Rückkehr nach Deutschland begründet das lyrische Ich mit der Sorge um sie. „Das Vaterland wird nie verderben, / Jedoch die alte Frau kann sterben.“

Ihr Tod wäre der nächste quälende Verlust eines geliebten Menschen in der Heimat, von denen das lyrische Ich schon eine Vielzahl verkräften musste, seit es „das Land verlassen“ hat. Heine lässt die Sorgen um die Mutter ab der sechsten Strophe übergehen in solche, die auf die politische Situation in seiner Heimat anspielen, die „deutschen Sorgen“ – erst fließen Tränen der Sehnsucht, dann verblutet die Seele.

„Es ist ein kerngesundes Land“ – dieser Vers lässt sich wenige Jahre vor der Revolution von 1848/49, in einer von Restauration und Feudalherrschaft geprägten Zeit – von einem Dichter im Exil verfasst – als bittere Ironie verstehen.

**Die Empfindungen des lyrischen Ichs werden zunehmend düster.** Der Schmerz ist erdrückend. „Mir ist als wälzten sich die Leichen, / Auf meine Brust“. Erleichterung und ein Ende der nächtlichen Gedanken bringt dem lyrischen Ich erst der Morgen, als „Französisch heitres Tageslicht“ ins Zimmer scheint und die „schön[e]“ Frau hereinkommt – sie „lächelt fort die deutschen Sorgen.“

Heinrich Heine begleiten Sor-

gen um sein zugleich vermisstes und verhasstes Heimatland – eine ambivalente Sehnsucht – viele Jahre seines Lebens.

Sein schriftstellerisches Schaffen umfasst ein breites Spektrum. Er veröffentlicht Essays, Briefe, Zeitkritiken, arbeitet als Feuilletonist und politischer Publizist und verfasst Gedichte, Erzählungen und Dramen. Sich selbst bezeichnet er als „entlaufenen Romantiker“, er bricht romantische Stimmungen mit Ironie. Und modernisiert die Literatur, indem er in seine Dichtung Alltagssprache einfließen lässt.

**Kurz nachdem er „Nachtgedanken“ schreibt, betritt der 45-jährige Heine nach zwölf Jahren erstmals wieder deutschen Boden.** Er besucht seine verwitwete Mutter, Betty Heine, in Hamburg und stellt ihr seine Ehefrau Crescence Mirat vor. Im darauffolgenden Jahr 1844 veröffentlicht er das satirische Versepos „Deutschland. Ein Wintermärchen“ zusammen mit einer Lyriksammlung, in der auch „Nachtgedanken“ erscheint. Heine reist ein weiteres und letztes Mal in seine Heimat. Seine Mutter wird er danach nicht wiedersehen.

Heine ist schwer erkrankt und verbringt die letzten acht Jahre seines Lebens bettlägerig in Paris in seiner – von ihm so genannten – „Matratzengruft“. Als er 1856 stirbt, ist seine Mutter in Hamburg

noch am Leben. In „Nachtgedanken“ steht sie für das Deutschland, das er liebt – das andere, aufklärerische, das humane Deutschland.

**Mehr als 90 Jahre nach Heinrich Heines Tod tritt das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ in Kraft, in dem auch folgende Grundrechte verankert sind:**

Art. 3 (3): „Niemand darf wegen (...) seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.“

Art. 5 (1): „Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten. (...) Eine Zensur findet nicht statt.“

Art. 16a: „Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.“

LESEN:

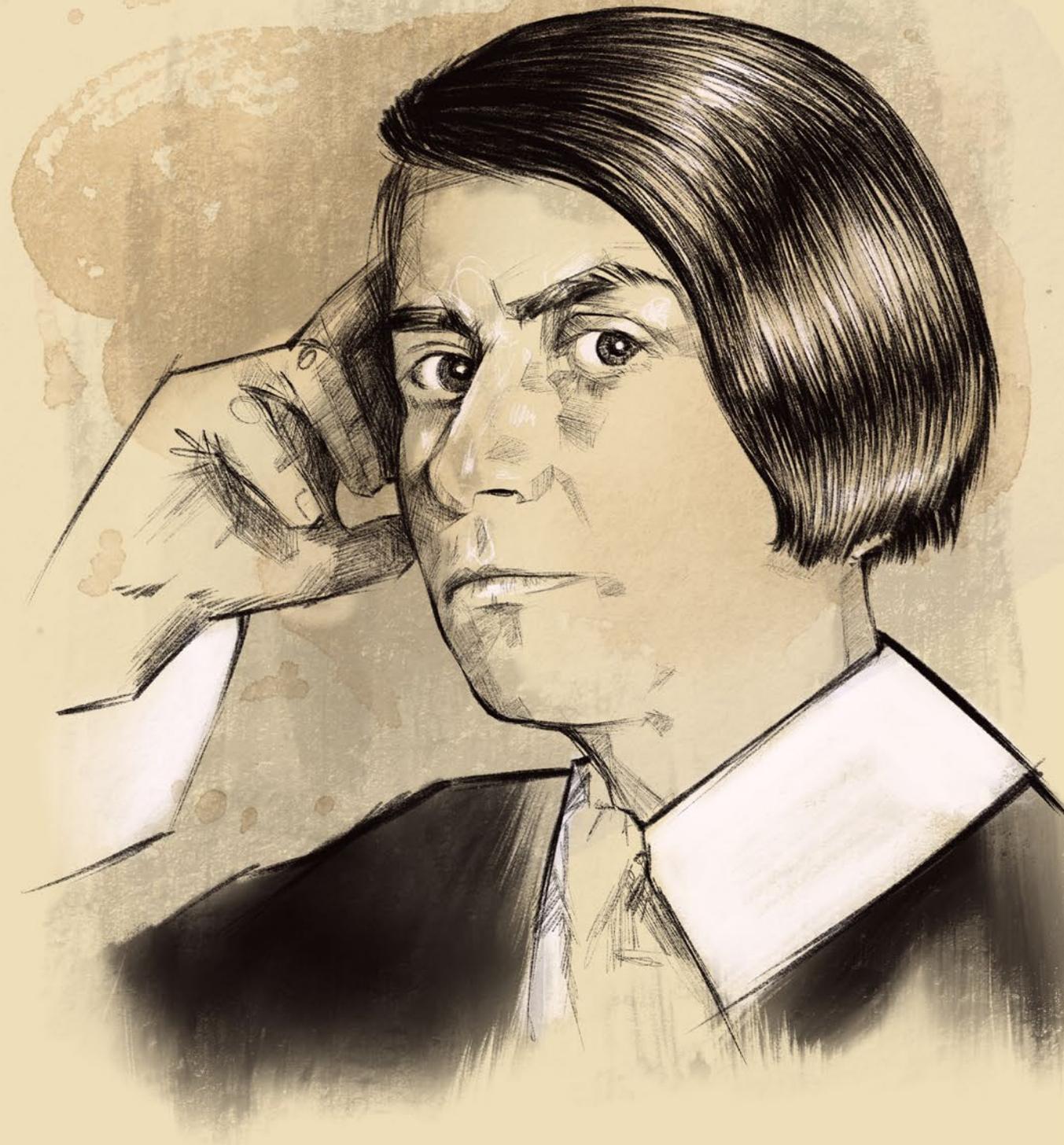
Die Loreley

Die Harzreise

Memoiren

# Else Lasker- Schüler

## EIN ALTER TIBETTEPPICH



## ” Ein alter Tibetteppich

Deine Seele, die die meine liebet,  
Ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet.

Strahl in Strahl, verliebte Farben,  
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit  
Maschentausendabertausendweit.

Süßer Lamasohn auf Moschuspflanzenthron,  
Wie lange küsst dein Mund den meinen wohl  
Und Wang die Wange buntgeknüpfte Zeiten schon?

HÖREN:



Sie nennt sich „Prinz Jussuf von Theben“. Auch „Prinzessin Tino von Bagdad“ und „Der blaue Jaguar“.

Elsa Lasker-Schüler vermeidet in ihrem Leben eine klare Trennung zwischen realer Welt und Fantasiewelt, vielmehr verwebt sie beide künstlerisch miteinander. Im Berlin der wilhelminischen Kaiserzeit um die Jahrhundertwende führt sie ein exzentrisches und extravagantes Leben. **Sie entscheidet sich gegen die traditionelle Frauenrolle der bürgerlichen Gesellschaft und für die freie Entfaltung ihres Selbst.** Sie kreiert einen eigenen Kosmos aus orientalischen und okzidentalischen Elementen, stilisiert sich selbst zu einem Mythos und wird zu einer zentralen Figur der avantgardistischen Moderne und des Expressionismus.



1869 wird Elisabeth Schüler in eine assimilierte jüdische Bankiersfamilie in Elberfeld geboren, einem heutigen Stadtteil von Wuppertal. Im Alter von vier Jahren kann Elsa, das jüngste von sechs Kindern, lesen und schreiben – mit ihrer Mutter reimt und dichtet das Mädchen. Zwei schmerzvolle Schicksalsschläge prägen ihr Heranwachsen: Als sie 13 Jahre alt ist, stirbt ihr Lieblingsbruder Paul, acht Jahre später ihre geliebte Mutter.

Die Eheschließung mit dem Arzt Bertold Lasker führt sie 1894 von der Wupper an die Spree – der Aufbruch in ein künstlerisches Leben. In Berlin studiert Elsa Lasker-Schüler Malerei und schreibt Lyrik. **Sie lernt die Künstler und Dichter der Stadt, das sinnlich-intensive Treiben der Bohème, kennen – und lieben.** 1899 kommt ihr unehelicher Sohn auf die Welt, dem sie den Namen ihres verstorbenen Bruders Paul gibt. Wer der Vater des Jungen ist, behält sie zeitlebens für sich.

In der Literaturszene findet sie Anerkennung mit ihren ersten Gedichtbänden „Styx“ und „Der siebente Tag“. 1906 veröffentlicht sie ihr Prosawerk „Das Peter Hille-Buch“, und als das Theaterstück „Die Wupper“ erscheint und 1911 der Gedichtband „Meine Wunder“, steht sie im Mittelpunkt der Berliner Avantgardebewegung und wird hoch geachtet.

In ihrem dichterischen Werk dominieren die Themen Religion, Familie und Liebe. Das Spektrum der Gefühle Else Lasker-Schülers ist breit, ihre Fantasie außergewöhnlich. Sie schöpft aus Erfahrungen der Diaspora, aus einer fortwährenden Sehnsucht nach Heimat und Liebe, der Trauer über den Verlust von Familie und Freunden und aus ihren intensiven Phasen neuer Verliebtheit. **Explizit bringt sie auch weibliches Begehren zum Ausdruck – schreibt über weibliche Sexualität und schildert erotische Fantasien.**

Als ihre Ehe mit Bertold Lasker 1903 geschieden wird, heiratet sie den Schriftsteller Georg Lewin, der fortan den von ihr erfundenen Künstlernamen Herwarth Walden trägt. 1910 gründet er die expressionistische Zeitschrift „Der Sturm“, in der im selben Jahr auch Else Lasker-Schülers Gedicht „Ein alter Tibetteppich“ erscheint.

Sie beschreibt darin die Beziehung zweier Liebender, deren Seelen verwoben sind wie die Fäden eines Teppichs. Das lyrische Ich richtet sich an den Geliebten, beschreibt die emotionale Dimension ihrer Liebe im Sinnbild eines großen, bunten Teppichs aus dem fernen Tibet und reflektiert auch die zeitliche Dimension, in der sich beide seelisch und körperlich nah sind.

Else Lasker-Schüler wählt eine bildhafte Sprache, die reich ist an

sinnlichen Symbolen und sie kreiert neue Wörter. Die Wahl eines Teppichs – noch dazu „alter Tibetteppich“ – ist originär, ebenso wie die Umkehrung des Begriffs zu „Teppichtibet“, was den Reim auf „liebet“ ermöglicht. Als strahlend und farbenfroh, wie „Sterne, die sich himmellang umwarben“ schildert sie die Empfindungen der Liebenden, die in der dritten Strophe dann „ruhen auf der Kostbarkeit“ aus dem Orient. Die Verbundenheit zwischen ihnen ist tief, unzählig sind die Teppichfasern unter ihren Füßen. „Maschentausendabertausendweit.“

Die im doppelten Sinn exotischen Wörter „Lamasohn“ und „Moschuspflanzenthron“ zeugen von der Exklusivität und Erotik dieser Liebe. Das Gedicht endet mit einer rhetorischen Frage des lyrischen Ichs an den umschwärmten Geliebten. „Wie lange küsst dein Mund den meinen wohl (...)?“ Sie bleibt unbeantwortet, ein Ende ist nicht in Sicht.

**„Ein alter Tibetteppich“ – so engmaschig und farbtintensiv er erscheint, so innig und vielfältig schildert Else Lasker-Schüler die sinnlichen Erfahrungen der Liebe.** Sie wird sichtbar, schmeckt „süß“ und duftet – „buntgeknüpfte Zeiten“; die Teppich-Metapher bleibt bis zum Ende.

Die Dichterin, die auch ein umfangreiches zeichnerisches Werk

erschafft, verliebt sich oft und intensiv. Einigen der Wegbegleiter ihres Lebens widmet sie literarische Freundschafts- oder Liebeserklärungen – Karl Kraus, Gottfried Benn, Franz Marc – neben neuen Sprachbildern entwirft sie auch neue Namen für sich und andere.

Eines ihrer Alter Egos, „Prinz Jussuf von Theben“, ist ein Mann mit orientalischer Anmutung. Die Maskerade gefällt ihr – Lasker-Schüler trägt Pluderhosen, Kurzhaar-Frisur und einen Dolch am Gewand. Cross-Dressing. Als Jussuf zeigt sie sich androgyn. **Ihre Visionen und Fantasiewelten sind friedlich, so träumt sie von einer harmonischen Koexistenz der Juden, Christen und Muslime.**

1912 lässt Herwarth Walden sich von ihr scheiden. Ihr künstlerischer Erfolg setzt sich fort, aber finanziell ist die alleinerziehende Mutter in einer prekären Situation. Künstlerfreunde und Mäzene unterstützen sie, mal schläft sie in Hotels, mal auf Parkbänken. Arm an Materiellem, reich an Emotionen – ihr weiterer Lebensweg ist steinig und oft schmerzhaft. Im ersten Weltkrieg verliert sie ihren engen Freund Franz Marc, 1927 stirbt ihr Sohn Paul an Tuberkulose, 1933 emigriert sie aus dem NS-Deutschland in die Schweiz. Während der Kriegsjahre lebt sie von einer „Ehrenrente“ im Exil in Jerusalem, wo sie ihren letzten Gedichtband „Mein

blaues Klavier“ veröffentlicht. 1945 stirbt sie dort im Alter von 75 Jahren nach einer Herzattacke.

Sie unterstellt sich keinem Regelwerk – weder in ihrer Kunst noch im Privaten. Else Lasker-Schülers Lebensentwurf ist frei und individualistisch, sie überwindet die Grenze zwischen den Geschlechtern, argumentiert für die Abschaffung des Abtreibungsparagraphen 218 und ist mit ihrer Selbstinszenierung eine Vorläuferin späterer Performancekunst. Sie provoziert und polarisiert – avanciert zur Ikone der Befreiung aus bürgerlichen Zwängen.

„Maschentausendabertausendweit.“

LESEN:

Mein blaues Klavier

Das Hebräerland

Mein Herz

# Kurt Tucholsky

## DAS IDEAL



## „ Das Ideal

Ja, das möchtest:

Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse,  
vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße;  
mit schöner Aussicht, ländlich-mondän,  
vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn –  
aber abends zum Kino hast du's nicht weit.

Das Ganze schlicht, voller Bescheidenheit:

Neun Zimmer, – nein, doch lieber zehn!  
Ein Dachgarten, wo die Eichen drauf stehn,  
Radio, Zentralheizung, Vakuum,  
eine Dienerschaft, gut gezogen und stumm,  
eine süße Frau voller Rasse und Verve –  
(und eine fürs Wochenende, zur Reserve) –,  
eine Bibliothek und drumherum  
Einsamkeit und Hummelgesumm.

Im Stall: Zwei Ponys, vier Vollbluthengste,  
acht Autos, Motorrad – alles lenkste  
natürlich selber – das wär' ja gelacht!  
Und zwischendurch gehst du auf Hochwildjagd.

Ja, und das hab' ich ganz vergessen:

Prima Küche – erstes Essen –  
Alte Weine aus schönem Pokal –  
und egalweg bleibst du dünn wie ein Aal.  
Und Geld. Und an Schmuck eine richtige Portion.  
Und noch 'ne Million und noch 'ne Million.  
Und Reisen. Und fröhliche Lebensbuntheit.  
Und famose Kinder. Und ewige Gesundheit.

Ja, das möchtest!

Aber, wie das so ist hienieden:

manchmal scheint's so, als sei es beschieden  
nur pöapö, das irdische Glück.  
Immer fehlt dir irgendein Stück.  
Hast du Geld, dann hast du nicht Käten;  
hast du die Frau, dann fehl'n dir Moneten –  
hast du die Geisha, dann stört dich der Fächer:  
bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.

Etwas ist immer.

Tröste dich.

Jedes Glück hat einen kleinen Stich.  
Wir möchten so viel: Haben. Sein. Und gelten.  
Daß einer alles hat:  
das ist selten.

HÖREN:



**Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser** – so vielfältig wie seine Pseudonyme sind auch die literarischen und journalistischen Genres, in denen Kurt Tucholsky seine Beobachtungen der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in der Weimarer Republik formuliert. „Und es war auch nützlich, fünfmal vorhanden zu sein – denn wer glaubt in Deutschland einem politischen Schriftsteller Humor? dem Satiriker Ernst? dem Verspielten Kenntnis des Strafgesetzbuches, dem Städteschilderer lustige Verse? Humor diskreditiert.“



Kurt Tucholsky formuliert seine Gedanken für eine freie, menschliche Gesellschaft. Er verfasst Kabarett-Texte, Theaterkritiken, Chanson-Texte, Rezensionen, Satiren, Glossen, Erzählungen und Gedichte. Ein scharfzüngiger und scharfsinniger Beobachter des Zeitgeschehens – ein freier Geist, dem jegliche Einengung von Gedanken widerstrebt.

Sein Blick auf die Menschen ist ein ironisch-liebevoller. Er weiß um die Widersprüchlichkeiten im menschlichen Wesen, um die Abgründe und Schwächen, die Fehleinschätzungen, Irrtümer und Illusionen; auch um seine eigenen.

„Das Ideal“ veröffentlicht er 1927 als Theobald Tiger im Alter von 37 Jahren. Kurt Tucholsky ist zum zweiten Mal geschieden, monogam zu leben liegt ihm nicht, und er arbeitet in Paris als Korrespondent für Berlins linksliberale Wochenzeitschrift „Die Weltbühne“ und die bürgerliche „Vossische Zeitung“. Seine politische Haltung ist links. Von den marxistischen Lehren des Klassenkampfes distanziert er sich, er denkt undogmatisch und unkonventionell.

**Dem Sohn einer assimilierten jüdischen Bankiersfamilie ist seine finanzielle Unabhängigkeit wichtig. Anders als die meisten freien Autoren der Zeit, kann er sich von seinem Schreiben einen aufwendigen Lebensstil mit Reisen und Maßanzügen leisten.**

Ein sozialistischer Bonvivant.

„Ja, das möchtest“. Ein lyrisches Ich spricht ein „[D]u“ im Berliner Jargon an. In seinem Gedicht ironisiert Kurt Tucholsky die Vorstellungen vermeintlich vollkommener Lebensumstände. Er deckt die Maßlosigkeit menschlicher Ansprüche auf, indem er ihre Widersprüche offenlegt. „Die Villa im Grünen“ soll beides, strandnah an der „Ostsee“ und zugleich städtisch an der Berliner „Friedrichstraße“ gelegen sein – „ländlich-mondän“, in unmittelbarer Umgebung von Natur und Kultur. „Das Ideal“ der luxuriösen Wohnsituation erweitert Tucholsky um „eine Dienerschaft“ und „eine süße Frau voller (...) Verve“; in Klammern ergänzend, wie zur Geheimhaltung geflüstert: „(und eine fürs Wochenende, zur Reserve)“.

Auch den Wunsch nach Reichtum an Pferdestärken unterstellt das lyrische Ich und „alles lenkste / natürlich selber – das wär ja gelacht!“

Mit Übertreibungen, Umgangssprache und Paarreimen steigert Tucholsky humorvoll die Dynamik seines Gedichts, die Aufzählungen werden mehr, die Sätze knapper. „Und Geld. (...) / Und noch ne Million und noch ne Million. / Und Reisen. (...) / Und fröhliche Lebensbuntheit.“ Die materiellen und immateriellen Ansprüche gipfeln in dem unrealisierbaren Wunsch: „Und ewige Gesundheit“.

Dann bremst er das lyrische Ich aus, mit der Wiederholung des ersten Verses, diesmal mit einem Ausrufezeichen: „Ja, das möchtest!“ Ein großes „Aber“ offenbart die Realität und die Distanz zum vermeintlichen „irdische[n] Glück. / Immer fehlt dir irgendein Stück.“ Nach dem wiederholten addierenden Wort „Und“ wechselt der Dichter nun zu einem Entweder-oder und zeigt die Unvollkommenheit, indem er das, was „fehlt“ aufzählt. Und formuliert die ironisch-besänftigende These: „Etwas ist immer. / Tröste dich.“

Zum Ende wechselt Tucholsky vom lyrischen Ich zum lyrischen Wir und wird damit gesellschaftlich allgemeingültiger. „Wir möchten so viel: Haben. Sein. Und gelten. / Dass einer alles hat: / das ist selten.“ So das Fazit.

**Auch fast einhundert Jahre nach der Veröffentlichung fangen Tucholskys Verse Aspekte des gegenwärtigen Zeitgeists ein.** Die Statussymbole der 2020er-Jahre sind materiell, elektronisch, lukullisch – besitz- und konsumorientiert. Mein Haus, mein Auto, mein Boot. PS-starke Sport Utility Vehicles rollen ihre Besitzerinnen und Besitzer von der Friedrichstraße zum Wochenendhaus an die Ostsee, vom Jungfernstieg an die Nordsee, von der Maximilianstraße an den Tegernsee. Demgegenüber stehen Trends von Slow Culture und Minimalismus. Mein Selbstversorger-

Garten, mein Fahrrad, mein Verzicht. Ihnen gemein: das Optimierungsbestreben individueller Lebensumstände, die Suche nach dem glückbringenden „Ideal“.

Kurt Tucholsky weiß, dass das Glück kein Dauerzustand ist, sondern immer nur das Empfinden eines vergänglichen Moments; und, dass die Menschen oft widersprüchlich denken und handeln.

1890 wird er in Berlin in eine wohlhabende Familie geboren. Der Vater arbeitet vor der Jahrhundertwende einige Jahre in Stettin. Während dieser Zeit leben die Tucholskys an der Ostsee. Als Kurt, das Älteste von drei Kindern, fünfzehn Jahre alt ist, stirbt sein Vater. Der Gymnasiast begeistert sich für die Glitzerwelt der Varietés in Berlin, er veröffentlicht erste journalistische Texte in der Schülerzeitung und beginnt 1909 ein Jurastudium. Er tritt aus der jüdischen Gemeinde aus und konvertiert zum Protestantismus. Beruflich entscheidet er sich trotz Promotion gegen die Juristerei und für das Schreiben. Die Erzählung „Rheinberg: Ein Bilderbuch für Verliebte“ wird 1911 Tucholskys erster literarischer Erfolg, in dem er bereits dauerhaftes Glück als unerfüllbar entlarvt. „Und es gibt keine tiefere Sehnsucht als diese, die Sehnsucht nach der Erfüllung, sie kann nicht befriedigt werden.“ Mit seinen journalistischen Arbeiten wird er zu einem der bestbezahlten

Publizisten der Weimarer Zeit. Im Ersten Weltkrieg ist er an der Ostfront in Polen, patriotische Kriegseuphorie bleibt ihm fremd, und es gelingt ihm, als Feldzeitungsredakteur dem Schützengraben fernzubleiben. Nach dem Krieg schreibt er in nahezu allen journalistischen Rubriken – zunehmend politischer positioniert er sich gegen Militarismus, Chauvinismus und reaktionäres Spießertum und prangert Missstände an, die er in der Rechtsprechung und Politik wahrnimmt.

**Sein Spektrum ist breit, unter Pseudonymen verfasst er auch Buchrezensionen, Gerichtsreportagen, Kabaretttexte und Gedichte. Als kritischer Beobachter entlarvt er in kleinen Details größere Wahrheiten und spiegelt sie der Gesellschaft mit spitzer und pointierter Sprache. Seine Lyrik verfasst er volksnah im Großstadtjargon.**

Kurt Tucholsky ist ein Einzelkämpfer, zweimal heiratet er, und beide Ehen werden geschieden. Hinter seinem Humor verbergen sich Trauer und Zweifel, er leidet an Depressionen. „Jedes Glück hat einen kleinen Stich. / Wir möchten so viel: Haben. Sein. Und gelten. / Dass einer alles hat: / das ist selten.“

1924 zieht er nach Paris und beobachtet und beschreibt von dort die Geschehnisse in der Heimat. Ab 1930 wohnt er abgeschieden in Schweden, in der Nähe von Göteborg. Die Entwicklungen in

Deutschland bringen ihn zur Verzweiflung, und vorausschauend fürchtet er die Szenarien der sich anbahnenden Katastrophe. Sein physischer und psychischer Zustand verschlechtert sich, die Erzählung „Schloß Gripsholm“ wird eine seiner letzten Veröffentlichungen und ein großer Erfolg. 1932 erscheint sein letzter Beitrag in der „Weltbühne“. Im Jahr darauf verbrennen die Nationalsozialisten seine Werke. Kurt Tucholsky, Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel und Kaspar Hauser verstummen. „Dass unsere Welt in Deutschland zu existieren aufgehört hat, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Und daher: Werde ich erst amal das Maul halten. Gegen einen Ozean pfeift man nicht an.“

1935 fällt er nach der Einnahme von Schlafmitteln und Alkohol ins Koma und stirbt. Als letzter Eintrag stehen in seinem literarischen Tagebuch auf einer gezeichneten Treppe aufsteigend die Worte: Sprechen, Schreiben, Schweigen.

LESEN:

Augen in der Großstadt

Schloß Gripsholm

Es gibt keinen Neuschnee

# Selma Merbaum

POEM

\* 1924 in Czernowitz,  
Großrumänien, heute: Ukraine  
† 1942 im Zwangsarbeitslager  
Michailowka, heute: Russland



# ” Poem

Die Bäume sind von weichem Lichte übergossen,  
im Winde zitternd glitzert jedes Blatt.  
Der Himmel, seidig-blau und glatt,  
ist wie ein Tropfen Tau vom Morgenwind vergossen.  
Die Tannen sind in sanfte Röte eingeschlossen  
und beugen sich vor seiner Majestät, dem Wind.  
Hinter den Pappeln blickt der Mond aufs Kind,  
das ihm den Gruß schon zugelächelt hat.

Im Winde sind die Büsche wunderbar:  
bald sind sie Silber und bald leuchtend grün  
und bald wie Mondschein auf lichtblondem Haar  
und dann, als würden sie aufs neue blühen.

Ich möchte leben.  
Schau, das Leben ist so bunt.  
Es sind so viele schöne Bälle drin.  
Und viele Lippen warten, lachen, glühn  
und tun ihre Freude kund.  
Sieh nur die Straße, wie sie steigt:  
so breit und hell, als warte sie auf mich.  
Und ferne, irgendwo, da schluchzt und geigt  
die Sehnsucht, die sich zieht durch mich und dich.  
Der Wind rauscht rufend durch den Wald,  
er sagt mir, daß das Leben singt.  
Die Luft ist leise, zart und kalt,  
die ferne Pappel winkt und winkt.

Ich möchte leben.  
Ich möchte lachen und Lasten heben  
und möchte kämpfen und lieben und hassen  
und möchte den Himmel mit Händen fassen  
und möchte frei sein und atmen und schreien.  
Ich will nicht sterben. Nein!  
Nein.  
Das Leben ist rot,  
Das Leben ist mein.  
Mein und dein.  
Mein.  
Warum brüllen die Kanonen?  
Warum stirbt das Leben  
für glitzernde Kronen?

Dort ist der Mond.  
Er ist da.  
Nah.  
Ganz nah.  
Ich muß warten.  
Worauf?  
Hauf um Hauf  
sterben sie.  
Stehn nie auf.  
Nie und nie.  
Ich will leben.  
Bruder, du auch.  
Atemhauch  
geht von meinem und deinem Mund.  
Das Leben ist bunt.  
Du willst mich töten.  
Weshalb?  
Aus tausend Flöten  
weint Wald.

” Poem

Der Mond ist liches Silber im Blau.  
Die Pappeln sind grau.  
Und Wind braust mich an.  
Die Straße ist hell.  
Dann...  
Sie kommen dann  
und würgen mich.  
Mich und dich  
tot.  
Das Leben ist rot,  
braust und lacht.  
Über Nacht  
bin ich  
tot.

Ein Schatten von einem Baum  
geistert über den Mond.  
Man sieht ihn kaum.  
Ein Baum.  
Ein  
Baum.  
Ein Leben  
kann Schatten werfen  
über den Mond.

Ein  
Leben.  
Hauf um Hauf  
sterben sie.  
Stehn nie auf.  
Nie  
und  
nie.



HÖREN:



**„Ich möchte leben. / Ich möchte lachen und Lasten heben / und möchte kämpfen und lieben und hassen / und möchte den Himmel mit Händen fassen / und möchte frei sein und atmen und schreien. / Ich will nicht sterben. Nein! / Nein.“**

Es sind Worte einer 17-Jährigen. Selma Merbaum schreibt ihr Gedicht „Poem“ im Sommer 1941, im Winter des darauffolgenden Jahres stirbt sie in einem deutschen Zwangsarbeitslager.



1924 wird Selma Merbaum in Czernowitz geboren, einer einstigen Habsburger Kulturmetropole in der Bukowina, heute eine ukrainische Stadt. Es ist auch die Heimat der Dichterin Rose Ausländer und die des Dichters Paul Celan, ihrem Großcousin. Wie ein großer Teil der Bevölkerung ist die Familie des Mädchens jüdischen Glaubens, ihre Muttersprache ist Deutsch. Der Vater stirbt, als Selma neun Monate alt ist. Von 1934 bis 1940 besucht sie ein jüdisches Mädchenlyzeum, sie interessiert sich für Literatur, liest Heinrich Heine, Rainer Maria Rilke und den indischen Nobelpreisträger Rabindranath Tagore.

Eigene Gedichte schreibt sie ab 1939, melancholische Natur- und Liebeslyrik. Sie sind ihrer ersten Liebe gewidmet, Leiser Fichmann, den sie in einer zionistischen Jugendgruppe kennenlernt. „Blütenlese“ wählt Selma Merbaum als Titel für ihr selbstgebundenes Album mit 57 handschriftlich verfassten Gedichten, ihr gesamtes lyrisches Werk.

**Eine große Empfindsamkeit spricht aus den Versen, Sehnsucht nach dem Geliebten, Sehnsucht nach intensiver Lebendigkeit.** Sie findet Worte für die weite und verlassene Landschaft Galiziens, sinnliche Naturbeschreibungen spiegeln ihr breites Gefühlsspektrum wider. Schwermütig, schmerzvoll,

lebenslustig und lebenshungrig – eine sensible Sprache von großer poetischer Kraft.

**Im Juli 1941 marschieren mit den Nationalsozialisten kollaborierende rumänische Truppen in Czernowitz ein, und die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung beginnt. „Poem“ schreibt Selma Merbaum drei Tage nach dem Einmarsch.**

Sie beschreibt die Natur in ihrer zarten Schönheit. „Der Himmel, seidig-blau und glatt, / ist wie ein Tropfen Tau vom Morgenwind vergossen.“ Das lyrische Ich, inmitten dieser Lebendigkeit, wendet sich in der dritten Strophe an ein Du. „Ich möchte leben. / Schau, das Leben ist so bunt.“ Das lyrische Ich weiß um die Farben in der Welt, die vielfältigen Wege, „so breit und hell“, die das Leben bereithält. Bereithielte, denn „ferne, irgendwo, da schluchzt und geigt / die Sehnsucht, die sich zieht durch mich und dich.“

Auch die vierte Strophe beginnt mit dem Vers: „Ich möchte leben.“ Die Dichterin konkretisiert den Wunsch nach intensivem Empfinden und Erleben, benennt, was das lyrische Ich „möchte“ – das Leben spüren in Freiheit mit seinen vielen Facetten. „Ich möchte lachen und Lasten heben / und möchte kämpfen und lieben und hassen / und möchte den Himmel mit Händen fassen / und möchte frei sein und atmen und schrein.“

Todesangst folgt dieser Sehnsucht. „Ich will nicht sterben. Nein!“ Und verzweifelte Fragen nach dem Warum. „Warum brüllen die Kanonen?“ Das Wissen um die tödliche Bedrohung durchdringt die sechste Strophe. „Hauf um Hauf / sterben sie.“ Je größer die Gefahr von außen, umso dringlicher wird die existentielle Sehnsucht. „Ich will leben.“

Doch das lyrische Ich sieht sich und das „Du“ der Bedrohung in der natürlichen Umgebung schutzlos ausgeliefert. „Sie kommen dann / und würgen mich. / Mich und dich / tot.“

In der letzten Strophe wählt die Dichterin erneut „Mond“ und „Baum“ als metaphorische Naturbilder. Waren es zum Anfang des Gedichts noch „Bäume (...) vom weichen Lichte übergossen“, schreibt sie zum Ende: „Ein Schatten von einem Baum / geistert über den Mond. / Man sieht ihn kaum.“ Todesahnung – die Hoffnung schwindet, und auch die Verse werden schmaler. Bis alle verstummten. „Ein Leben. / Hauf um Hauf / sterben sie. / Stehn nie auf. / Nie / und / nie.“

Im Herbst 1941, wenige Monate nach dem Einmarsch der Truppen, wird in Czernowitz unter deutscher und rumänischer Besetzung ein Ghetto mit über 50.000 jüdischen Menschen eingerichtet. Die meisten von ihnen werden nach Trans-

nistrien deportiert und ermordet. Selma Merbaum, ihre Mutter und der Stiefvater leben noch bis zum Sommer 1942 in ihrer Heimatstadt und werden dann in Viehwaggons in das deutsche Zwangsarbeitslager Michailowka abtransportiert.

Sie schreibt dort ihren letzten Brief an eine Freundin. „Ich halte nicht mehr durch, jetzt breche ich zusammen ... Küsse, sei stark, Selma.“

Im Dezember 1942 stirbt Selma Merbaum im Zwangsarbeitslager Michailowka im Alter von 18 Jahren an Typhus. Kurze Zeit später sterben auch ihre Eltern. Leiser Fichmann ertrinkt 1944 auf seiner Flucht nach Palästina im Schwarzen Meer, als sein Flüchtlingsschiff torpediert wird.

**„Ich möchte leben.“**

Das Album „Blütenlese“ mit Selma Merbaums 57 Gedichten wird gerettet. Kurz vor ihrer Deportation lässt sie es ihrer Freundin zukommen, die es an Leiser Fichmann weiterreicht. Der kann es der Freundin rechtzeitig vor seiner Flucht zurückgeben, und eine weitere Freundin der Lyrikerin nimmt es 1948 auf ihrer Reise quer durch Europa in ihrem Rucksack mit nach Israel, wo es heute in der Internationalen Holocaust Gedenkstätte Yad Vashem aufbewahrt wird.

Unter Selma Merbaums letztem Gedicht „Tragik“ stehen mit rotem Stift die Worte: „Ich habe keine Zeit gehabt, zu Ende zu schreiben.“

Ihr „Poem“ wird erstmals 1968 in einer Anthologie mit dem Titel „Welch Wort in die Kälte gerufen“ in Ost-Berlin veröffentlicht.

**„Ich will nicht sterben. Nein. / Nein!“**

LESEN:

Frühling

Sehnsuchtslied

Tragik

# Rose Ausländer

**WIR SIND ZWEI  
LOTUSBLÜTEN**

\* 1901 in Czernowitz/Österreich-  
Ungarn, heute Ukraine  
† 1988 in Düsseldorf



## ” Wir sind zwei Lotusblüten

Sieh, wir sind zwei Lotusblüten,  
auf dem Wasserplan getrennt,  
nach Gestalt und Farb verschieden.  
Doch der Blick, der uns erkennt,

der uns wissend ins Geheimnis  
unsrer Tiefe folgt, erschaut:  
Unser Wurzelwerk ist eines:  
Brudergatte, Schwesterbraut!

Und wir können uns nicht lösen;  
wie uns auch die Welle treibt,  
bleiben wir im Wurzelwesen  
ineinander einverleibt!



Was verbirgt sich hinter dem Offensichtlichen, was liegt unter der Oberfläche? **Rose Ausländer poetisiert in „Wir sind zwei Lotusblüten“ das Geheimnis um die emotionale Verbundenheit zweier Menschen.** Ein lyrisches Ich lenkt die Aufmerksamkeit eines lyrischen Dus auf deren Beziehung zueinander und zeichnet das Bild zweier „Lotusblüten“, die „getrennt“ auf dem Wasser schwimmen. Die oberflächliche Unterschiedlichkeit der beiden ist unübersehbar, die tiefgründige Gemeinsamkeit beim genauen Betrachten ist bedeutender.



Denn „der Blick, der uns erkennt,“ – mit einem Zeilensprung verbindet die Dichterin die ersten beiden Strophen, verführt die Lesenden so sprachlich fließend zum Abtauchen, lenkt den „Blick“ weit unter die Wasseroberfläche, – „der uns wissend ins Geheimnis / unsrer Tiefe folgt“, nur für den sichtbar: Ihr „Wurzelwerk ist eines“.

Zwei Menschen, die sich liebend begegnen, freundschaftlich oder als Paar, können sich verstehen und verwurzelt fühlen, als hätten sie einen gemeinsamen Ursprung – wie Geschwister. Die Unmöglichkeit vermählter Geschwister deutet die Besonderheit einer solchen Beziehung an, etabliert eine eigene Ebene, um die nur die Beteiligten wissen, die sich darin begegnen. „Brudergatte, Schwesterbraut!“

Das lyrische Ich erklärt die Verbindung der beiden für unauflöslich, und das gemeinsame „Wurzelwesen“ hält dem Einwirken äußerer Kräfte stand. „[W]ie uns auch die Welle treibt, / bleiben wir (...) / ineinander einverleibt!“

**Verbindende Tiefe der Liebe, die zum Erblühen führt.**

Das Gedicht endet mit einem Ausrufezeichen.

Das Wesen einer Beziehung zwischen zwei Menschen ist für Außenstehende fast immer nur oberflächlich ersichtlich, manchmal bleibt es unergründlich. Den Kern und die Wahrheiten ihrer Beziehung kennen nur die Beteiligten selbst.

Bei Rose Ausländer liegt das „Geheimnis unserer Tiefe“ in der gemeinsamen Verwurzelung. Nicht jeder „Blick“ vermag in die Tiefe zu sehen, die Tiefen einer wahren emotionalen Verbindung zu erkennen. Nur wer eine Ahnung von dieser Ebene der Verwurzelung hat und bereit ist, dorthin vorzudringen – sei es auf Höhen oder in Abgründe –, dem erschließt sich, was der oberflächlichen, äußerlichen Betrachtung verborgen bleibt.

**„Wir sind zwei Lotusblüten“ notiert Rose Ausländer 1945 handschriftlich in ein Notizbuch, veröffentlicht wird das Gedicht sechs Jahrzehnte später in ihrem Nachlass.**

Das Motiv der Verwurzelung ist leitmotivisch in ihrem Leben und in ihrem lyrischen Werk.

Rosalie Beatrice Scherzer wird 1901 in Czernowitz in der Bukowina geboren, heute eine Stadt der Ukraine. Ihr Leben umfasst beinahe das gesamte 20. Jahrhundert – es ist geprägt von den Erfahrungen zweier Weltkriege, des Holocausts, von Vertreibung und Flucht, vom Verlust der Heimat und von der Verwurzelung in der deutschen Sprache, ihrer Muttersprache.

Sie wächst mit einem jüngeren Bruder in einem bürgerlichen, liberal-jüdischen Elternhaus auf. Im Ersten Weltkrieg flüchtet die Familie 1916 vor der russischen Besatzung aus ihrer Heimatstadt, in

Wien absolviert Rose das Abitur und eine käufmännische Berufsausbildung. Die Rückkehr nach Czernowitz erfolgt nach Kriegsende. Rose Scherzer besucht Vorlesungen der Literaturwissenschaft und Philosophie, bis ihr Vater stirbt und der finanzielle Druck steigt – im Alter von 20 Jahren wandert sie, in der Hoffnung auf bessere berufliche Möglichkeiten, mit ihrem Freund Ignaz Ausländer in die USA aus – dort heiraten die beiden.

Die erste Hälfte der 1920er-Jahre verbringt Rose Ausländer in Nordamerika, sie arbeitet als Buchhalterin und Redakteurin, wird in New York Angestellte einer Bank, „unter dem lieblosen Herzschlag der Uhren“, und sie publiziert ihre ersten Gedichte.

1926 reist sie nach Czernowitz und lernt während ihres Heimatbesuchs den Grafologen und Kulturjournalisten Helios Hecht kennen. Der Beginn einer großen Liebe.

Rose Ausländer trennt sich von ihrem Ehemann und lebt mit Helios Hecht zusammen – in Europa und in den USA.

**1935 endet diese Liebe ihres Lebens abrupt: Hecht publiziert, ohne dass sie davon weiß, einige ihrer Gedichte mitsamt einem grafologischen Gutachten. Für Rose Ausländer ein einschneidender und schmerzhafter Vertrauensbruch, infolgedessen sie die Beziehung beendet.**

1939 veröffentlicht sie ihr erstes Buch „Der Regenbogen“ – mit Gedichten, in denen sie sprachlich sensibel Menschlichkeit und Natürlichkeit thematisiert. Im darauffolgenden Jahr marschieren sowjetische Truppen in Czernowitz ein. Unter dem Vorwurf, eine Spionin der USA zu sein, wird Rose Ausländer, die sich zur Pflege ihrer kranken Mutter in ihrer Geburtsstadt aufhält, festgenommen und vier Monate inhaftiert. Von 1941 bis 1944 besetzen die Nationalsozialisten Czernowitz, zehntausende Jüdinnen und Juden sterben. Unter fortwährender Todesangst überlebt sie diese Zeit im Ghetto der Stadt und in Kellerverstecken, bis zur Befreiung durch die sowjetische Armee.

**Schreiben ist für sie in dieser Zeit ein Mittel des Überlebens.**

Beim Verfassen von Gedichten kann sie in eine Welt der Harmonie und Schönheit, des Zeitlosen, fliehen. Und gleichzeitig sind es Zeitzeugnisse des Unfassbaren. Sie findet Worte für ihre Angst und für das entsetzliche körperliche und seelische Leid.

1945 notiert sie die Verse von „Wir sind zwei Lotusblüten“ in ihr Notizbuch. Harmonie und Schönheit, Liebe und Verwurzelung. „Doch der Blick, der uns erkennt, / der uns wissend ins Geheimnis / unsrer Tiefe folgt ...“

**Nach dem Zweiten Weltkrieg verlässt Rose Ausländer ihre Heimat erneut. Sie kehrt nach New York zurück, und sie kehrt für viele Jahre der deutschen Sprache den Rücken.** Bis zu einer Wiederbegegnung 1957 mit dem Dichter Paul Celan, den sie im Czernowitzer Ghetto kennengelernt hatte, verfasst sie ihre Lyrik ausschließlich auf Englisch.

Ab 1965 lebt Rose Ausländer in Düsseldorf, im selben Jahr veröffentlicht die 64-Jährige ihren zweiten Gedichtband „Linder Sommer“. Ihre Popularität als Dichterin wächst, und in den 1970er-Jahren erscheinen fast jährlich neue, viel beachtete Buchpublikationen mit steigenden Auflagen. Sie wird Bewohnerin im Nelly-Sachshaus der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf.

Nach einem Oberschenkelhalsbruch zieht sie sich dort ab 1977 in ihr Zimmer zurück, verzichtet weitgehend auf Kontakte zur Außenwelt und konzentriert sich voll auf ihr Schreiben. Es ist ihre lyrisch produktivste Lebensphase – die Themen ihrer Gedichte sind breitgefächert. „Alles kann Motiv sein.“

Rose Ausländers Werk umfasst 3000 Gedichte. Sie schreibt über ihre Heimat Bukowina, die Shoah und das Leben im Exil. Über Todes Transporte, den Kampf ums Leben und Überleben. Über die Kindheit und das Verhältnis zur Mutter, die

Sprache, die Ausdrucksmittel und Verwurzelung ist. Über die Liebe, das Alter und den Tod.

Ihr Schreibtempo ist zügig und langsam zugleich. Die erste Fassung steht schnell, darauf folgt ein langer Prozess der Überarbeitung und des Feinschliffs, der kann Tage, Wochen oder Jahre dauern.

Sie dichtet über das, was sie bewegt und geprägt hat.

Das ist bis zuletzt immer wieder die Liebe ihres Lebens, Helios Hecht. „[W]ie uns auch die Welle treibt, / bleiben wir (...) / ineinander einverleibt!“

**1984 wählt sie vier Jahrzehnte später wieder die Lotusblume als Symbol und schreibt in „Liebe VI“: „Wir werden uns wiedersehen.“**

Der Stil ihres Schreibens wandelt sich im Laufe ihres Lebens. Im Alter entwickelt sie ihre Poetik neu, sie lässt klassische Formen und Normen der Dichtkunst ihres Frühwerks hinter sich – auch den neuromantischen Wortschatz. Ihre Sprache wird lakonisch knapp, sie vermag es, mit wenigen Worten viel zu vermitteln. 1986 schreibt sie ihr letztes Gedicht. Und darunter: „Es ist genug – es ist mir kein Bedürfnis mehr.“

Zwei Jahre später stirbt Rose Ausländer in Düsseldorf im Alter von 86 Jahren. Vorgedrungen in die Tiefen, an die Wurzeln. Zu dem, was hinter dem Offensichtlichen, was unter der Oberfläche liegt.

LESEN:

Noch bist du da

Mutterland

Liebe VI

# Nelly Sachs

## CHOR DER GERETTETEN

\* 1891 in Berlin  
† 1970 in Stockholm



# ” Chor der Geretteten

Wir Geretteten,  
 Aus deren hohlem Gebein der Tod schon seine Flöten schnitt,  
 An deren Sehnen der Tod schon seinen Bogen strich –  
 Unsere Leiber klagen noch nach  
 Mit ihrer verstümmelten Musik.  
 Wir Geretteten,  
 Immer noch hängen die Schlingen für unsere Häse gedreht  
 Vor uns in der blauen Luft –  
 Immer noch füllen sich die Stundenuhren mit unserem tropfenden Blut.  
 Wir Geretteten,  
 Immer noch essen an uns die Würmer der Angst.  
 Unser Gestirn ist vergraben im Staub.  
 Wir Geretteten  
 Bitten euch:  
 Zeigt uns langsam eure Sonne.  
 Führt uns von Stern zu Stern im Schritt.  
 Lasst uns das Leben leise wieder lernen.  
 Es könnte sonst eines Vogels Lied,  
 Das Füllen des Eimers am Brunnen  
 Unseren schlecht versiegelten Schmerz aufbrechen lassen  
 Und uns wegschäumen –  
 Wir bitten euch:

Zeigt uns noch nicht einen beißenden Hund –  
 Es könnte sein, es könnte sein,  
 Dass wir zu Staub zerfallen –  
 Vor euren Augen zerfallen in Staub.  
 Was hält denn unsere Webe zusammen?  
 Wir odemlos Gewordene,  
 Deren Seele zu Ihm floh aus der Mitternacht  
 Lange bevor man unseren Leib rettete  
 In die Arche des Augenblicks.

Wir Geretteten,  
 Wir drücken eure Hand,  
 Wir erkennen euer Auge –  
 Aber zusammen hält uns nur noch der Abschied,  
 Der Abschied im Staub  
 Hält uns mit euch zusammen.

HÖREN:



**„Ich lebe und lebte nur in einem einzigen Element: dem des Schmerzes!“** Nelly Sachs' Erwachsenenleben ist geprägt von den Gräueltaten der Nationalsozialisten, von Todesangst, Sehnsucht, Einsamkeit; von Krankheit, Bedrohung, Verfolgung. Es sind Begriffe, hinter denen sich ihr Lebensgefühl verbirgt, das mit Worten kaum greifbar ist: seelischer Schmerz, abgrundtief. Der Schmerz ist das Leitmotiv in ihrem lyrischen Werk. Er spricht auch aus dem Gedicht „Chor der Geretteten“, das die gebürtige Berlinerin an ihrem Fluchtort Stockholm im Jahr 1946 schreibt. Nelly Sachs konnte gerettet werden. Sechs Millionen Jüdinnen und Juden nicht, die Nationalsozialisten haben sie ermordet.



„Wir Geretteten“ – in der ersten Strophe stellt sich der „Chor“ vor, das lyrische Wir. Es handelt sich um die dem „Tod“ in letzter Sekunde Entkommenen, die sich aus ihrer lebensbedrohlichen Lage nicht mehr selbst befreien konnten, aber durch Hilfe von außen gerettet wurden. Fast hatte der personifizierte „Tod“ bereits von ihnen Besitz ergriffen, ihre entkräfteten Körper zu seinen wehrlosen Instrumenten gemacht. Diese gebrechlichen „Leiber klagen noch nach / Mit ihrer verstümmelten Musik.“ Sie sind zwar gerettet, aber seelisch und physisch verlehrt. Die bisherige Lebensmelodie ist beschädigt, und das Grauen bleibt in den Gedanken der Geretteten gegenwärtig. „Immer noch hängen die Schlingen für unsere Hälse gedreht / Vor uns in der blauen Luft“. Nelly Sachs beschreibt mit „Würmer“ und das „Gestirn (...) vergraben im Staub“ Bilder der fortwährenden „Angst“ und Todesnähe, eine positiv lebendige Zukunft scheint außer Sicht.

Der „Chor der Geretteten“ wendet sich dann in direkter Ansprache mit einer Bitte an ein Gegenüber, ebenfalls eine Gruppe: „euch“. Die, die nicht gerettet werden mussten, aber vielleicht Rettende waren? Es ist die Bitte um Hilfe, um Verständnis und um Geduld auf diesem schweren Weg zurück in ein Leben, das unter

einem neuen, noch fremden „Stern“ steht. „Zeigt uns langsam eure Sonne.“ Und das ruhig und behutsam. „Lasst uns das Leben leise wieder lernen.“ Die seelischen Wunden sind so tief und unverheilt, schon „eines Vogels Lied“ könnte den „schlecht versiegelten Schmerz aufbrechen lassen“.

Das lyrische Wir bittet mahnd weiter, Bedrohungen wie „einen beißenden Hund“ fernzuhalten. Die Folgen wären möglicherweise dramatisch, es drohe gar ein „[Z]erfallen in Staub“. Eine weitere Todessymbolik, als Ausdruck für die physische und psychische Porosität im Leben derer, die überlebt haben. Ihre Existenz ist zart, fragil – Zerbrecen droht. „Was hält denn unsere Webe zusammen?“

Als „odemlos“, ohne Lebenshauch, beschreibt die Dichterin den Zustand der Geretteten, „[d]eren Seele zu Ihm floh“, die bei Gott Schutz suchten in der Zeit unmittelbarer Todesgefahr, und deren Geist dort möglicherweise Geborgenheit fand.

Die noch atmenden Körper wurden später von Menschen gerettet aus der sintflutartigen Katastrophe, aber nur in die Sicherheit einer „Arche des Augenblicks“. Leben von Moment zu Moment. Erschütterte Individuen in einer erschütterten Gesellschaft.

„Wir Geretteten“ – ein viertes Mal steht dieser Vers auch zum Ende des Gedichts. „Wir drücken Eure Hand“. Ein Ausdruck der Dankbarkeit, und doch liegen Welten zwischen dem „Wir“ und „Ihr“, so groß ist die Diskrepanz der Lebenserfahrungen und Empfindungen. Lediglich „[d]er Abschied im Staub / Hält uns mit euch zusammen.“ Das Sterben als verbindendes Schicksal – im gemeinsamen Wissen als Rettende oder Gerettete um das historische Grauen und über eine Gemeinsamkeit in der Zukunft: Eines Tages macht der Tod alle wieder gleich.

Leonie Sachs wird 1891 in Berlin geboren. Sie wächst in einer assimilierten jüdischen Kaufmannsfamilie auf und lebt mit ihren Eltern in einer Stadtvilla am Tiergarten. Sie wünscht sich, Tänzerin zu werden, begeistert sich für Lyrik und für die Literatur der Schwedin Selma Lagerlöf. Im Alter von 17 Jahren verdunkelt sich die emotionale Welt des Mädchens Nelly, als sie sich bei einem Kuraufenthalt in einen Mann verliebt und diese Liebe nicht gelebt werden kann. Zeit lebens wird sie den Namen ihres „toten Bräutigams“ und die näheren Umstände dieser für sie mit tiefgreifendem Schmerz verbundenen Begegnung nicht preisgeben.

Ihre seelischen und körperlichen Reaktionen führen zu einem

Aufenthalt im Sanatorium, wo ein Psychiater ihr den Impuls gibt, zu schreiben. Ihren ersten Gedichtband „Legenden und Erzählungen“ schickt sie an Selma Lagerlöf und bekommt eine lobende Antwort von der Literatur-Nobelpreisträgerin – der Beginn einer langjährigen Brieffreundschaft.

**Als der Vater von Nelly Sachs 1930 nach jahrelanger Krebserkrankung stirbt, erlebt sie seinen Tod als einschneidende Erfahrung, als schmerzhaften Verlust.**

Nach der Machtergreifung definieren die Nationalsozialisten die Identität der assimilierten lebenden jüdischen Familien in Deutschland nach ihren antisemitischen Gesetzen, das betrifft auch Mutter und Tochter Sachs. Ihre Häuser werden enteignet, und für die beiden beginnt ein jahrelanger Alltag in Angst und Armut. Die meisten ihrer nahen Verwandten sterben in Konzentrationslagern, und als auch Nelly Sachs 1939 den Einweisungsbescheid in ein Arbeitslager erhält, muss sie in dieser existentiellen Bedrohungslage warten: auf ihre Deportation oder eine lebensrettende Ausreiseerlaubnis.

Nelly Sachs ist auf Hilfe angewiesen, und die kommt gerade noch rechtzeitig: Ihre Freundin Gudrun Harlan reist nach Schweden und kann Selma Lagerlöf als Unterstützerin für ein Einreisevisum gewinnen, das vom schwedischen

Königshaus am Ende eines monatelangen bürokratischen Prozesses bewilligt wird. 1940 fliegen Nelly Sachs und ihre Mutter mit einer der letzten Passagiermaschinen von Berlin nach Stockholm.

Zwei Gerettete.

In der schwedischen Hauptstadt wohnen sie in einer Eineinhalb-Zimmer-Wohnung. Nelly Sachs' Lebensmittelpunkt ist die Küche, ihre „Kajüte“, die sechs Quadratmeter misst – hier isst, schreibt und schläft die Anfang 50-Jährige. Sie lernt Schwedisch und arbeitet als Übersetzerin. Tagsüber pflegt sie ihre schwerkranke Mutter, und nachts schreibt sie an dem winzigen Küchentisch.

**Mit ihren Gedichten gibt sie dem Grauen des Holocaust Worte. Sie findet die Kraft, ihren individuellen Schmerz nicht zu verdrängen, und versucht, ihn lyrisch auszudrücken; sie verbindet ihn mit dem kollektiven Schmerz der Jüdinnen und Juden.** Ihre Stimme verstummt nicht, den tödlichen Bedrohungen stellt die Dichterin ihre Sprache gegenüber. Es ist ihr Weg, das unfassbare und unsagbare Grauen zu benennen, ihm mit ihrer Dichtung eine Form zu geben – der Widerstand einer Geretteten. In Gedanken und mit Worten durchdringt sie den Schmerz und holt ihn an die Oberfläche, um nicht in ihm unterzugehen. „Lasst uns das Leben leise wieder lernen.“

1947 erscheint ihr erster Lyrikband nach dem Zweiten Weltkrieg: „In den Wohnungen des Todes“, darin auch die Gedichte „Chor der Geretteten“ und „Gebete für den toten Bräutigam“. Viele weitere folgen. Ihr literarisches Schaffen aus der Zeit vor der Schoah, vor ihrer Flucht nach Schweden, zählt sie später nicht mehr zu ihrem Werk. Es sind Worte in einer Sprache aus einem anderen Leben.

Bis zu ihrem Krebstod im Jahr 1970 bleibt die kleine Stockholmer Wohnung das Zuhause von Nelly Sachs. Und auch der Schmerz bleibt. Zehn Jahre vor ihrem Tod reist sie erstmals wieder nach Deutschland, als ihr der Drostepreis verliehen wird. Ein Nervenzusammenbruch, Verfolgungswahn, ein Psychiatrieaufenthalt und Behandlungen mit Elektroschocks sind die Folgen. Sie schreibt weiter und kämpft sich auch aus diesem Leid.

Als erste Frau erhält sie 1965 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, und ein Jahr später wird ihr als erster deutschsprachigen Dichterin der Nobelpreis für Literatur verliehen.

Nelly Sachs stirbt 1970 im Alter von 78 Jahren. „Der Abschied im Staub / Hält uns mit euch zusammen.“ Der Schmerz spricht in ihren Gedichten weiter. Gegen das Vergessen.

LESEN:

**Dein Leib im Rauch  
durch die Luft**

**Leben unter Bedrohung**

**Briefwechsel mit Paul Celan**

# Hilde Domin

WER ES KÖNNTE



” Wer es könnte

Wer es könnte  
die Welt  
hochwerfen  
dass der Wind  
hindurchfährt.



**„Auf einmal hatte ich die Notwendigkeit zu sagen, was in mir war. Wenn Sie in der Lage sind, es zu formulieren – das Innen wird Außen, und Sie werden davon frei für einen Augenblick. Dichtung als Augenblick von Freiheit.“** Hildegard Dina Löwenstein wird 1909 in eine großbürgerliche jüdische – nicht gläubige – Familie in Köln geboren. Ihr Vater ist promovierter Rechtsanwalt und Justizrat der Stadt. Nach dem Abitur entscheidet sie sich 1929 zunächst für ein Studium der Rechtswissenschaften, später der Philosophie, Soziologie und Nationalökonomie in Heidelberg, Köln und Berlin. Sie ist politisch interessiert und tritt der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands bei.



Die zunehmende Popularität von Adolf Hitler verfolgt die Studentin mit wachsamen Augen, sie liest „Mein Kampf“ und hört sich Ende 1930 in Berlin seine Rede in der Hasenheide an.

Für Hilde Löwenstein ist offensichtlich, welche Gefahr von ihm ausgeht. Anders als viele traut sie Adolf Hitler zu, dass er seine in „Mein Kampf“ formulierten Gedanken in die Tat umsetzt.

1931 begegnet die 22-Jährige an der Heidelberger Universität dem jüdischen Kunsthistoriker Erwin Walter Palm und ein – wie sie es nennt – „Lebensgespräch“ beginnt. Es dauert 56 Jahre, bis dass sein Tod Ende der 1980er-Jahre die beiden scheidet.

1932 ziehen sie gemeinsam nach Rom. Was als Studienaufenthalt beginnt, wird nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler die erste Station ihres gemeinsamen Lebens im Exil – die deutsche Sprache bleibt den beiden stets ein Zuhause. 1936 heiraten die Diplom-Volkswirtin und der Archäologe in Italien. Als Mussolini und Hitler sich verbünden, endet für Dr. Hilde Palm und Dr. Erwin Palm das dortige Leben in Freiheit und Sicherheit. Sie flüchten 1939 nach England, doch auch diese Exilstation bietet ihnen nur vorübergehend Schutz. Erst die Fluchtroute über den Atlantik verschafft ausreichend Distanz zu ihren Verfolgern

und zum Krieg in Europa. Mit dem Schiff fahren sie 1940 über Kanada in die Karibik – eine Insel, die Dominikanische Republik, wird für sie zum sicheren Hafen.

Hilde Palm arbeitet in Santo Domingo als Lehrerin, Fotografin, Übersetzerin und Assistentin ihres Mannes, der die dortige Kolonialarchitektur erforscht und als Schriftsteller tätig ist. Fast vierzehn Jahre leben die beiden im Exil auf der Karibikinsel – in sicherer Distanz zu den Gräueltaten der Nazis und des Zweiten Weltkriegs, gleichzeitig in keiner Weise frei vom seelischen Schmerz durch die Verfolgung und Fluchterfahrung, den Verlust der Heimat, die Ermordung vieler Angehöriger, das Fehlen von Familie und Freundschaften. Eine Ehekrise wird für Hilde Palm zusätzlich zur Belastung, und als 1951 ihre Mutter stirbt, stürzt sie seelisch in einen Abgrund und erlebt die Qual suizidaler Gedanken.

Das Dichten wird ihre Rettung, ihr Halt. Sie folgt dem inneren Impuls zu schreiben, findet Worte, mit denen sie ihre Gefühle und Gedanken externalisieren kann – und befreit sich. „Dichtung als Augenblick von Freiheit“.

**Von nun an schreibt sie und erachtet diesen Moment im Alter von Anfang vierzig als eine „zweite Geburt“. Die Geburt der Hilde Domin im Jahr 1951.**

Bis dahin dienten ihr italienische, englische und spanische Poesie zum Erlernen der Sprache ihres jeweiligen Asyllandes, von nun an verfasst sie in ihrer Muttersprache eigene Gedichte, „gefrorene Augenblicke“, wie sie sie nennt.

Im Februar 1954 endet für das Ehepaar Palm nach 22 Jahren das Leben im Exil, und sie kehren zurück nach Deutschland, in das Land ihrer Muttersprache. 1959 erscheint ihr erster Gedichtband „Nur eine Rose als Stütze“ unter dem Pseudonym Hilde Domin, in Anlehnung an den Zufluchtsort, in dem ihr Leben als Dichterin begonnen hatte.

„Wer es könnte“, schreibt sie Anfang der 1960er-Jahre in Heidelberg, „die Welt / hochwerfen / dass der Wind / hindurchfährt“. Die Utopie eines Augenblicks, in dem die Welt frei ist von Schwere, in dem ein natürlicher Luftstoß reinigt und vermag, die Lasten von Vergangenheit und Gegenwart in Leichtigkeit zu verwandeln.

„Wer es könnte“ – kein Mensch, kein Gott? – Hilde Domins Verse können es. Mit wenigen Worten schafft sie einen kurzen Moment von Fantasie, in dem die Welt vom Wind erfrischt wird, sie Luft holt. „Dichtung als Augenblick von Freiheit“.

Wie ein hoffnungsvoller Geistesblitz lässt das Gedicht sich lesen. Doch schon im Atemzug der

Vorstellung wird die Unmöglichkeit offensichtlich, nach wenigen Worten endet der utopische Gedanke – das Bild, die Sehnsucht bleibt. Hilde Domin formuliert einen Wunsch voll poetischer Sanftmut und Kraft.

Als die Miniatur 1964 veröffentlicht wird, versuchen viele Deutsche, die Verbrechen und Ereignisse des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs zu verdrängen oder zu vergessen.

Der Wind als Sinnbild für Veränderung, der aufwirbelt, Altes wegträgt, Neues herbeiweht, Regen bringt und Wolken wieder vertreibt.

Die Dichterin entwirft ein natürliches beziehungsweise übernatürliches Welt-Bild, das auch als Metapher für gesellschaftliche Prozesse verstanden werden kann.

„Mit möglichst wenig möglichst viel sagen“ ist ein Prinzip ihrer Dichtung. Oft verzichtet sie auf Adjektive und Adverbien, verschafft ihren Versen so einen modellhaften Charakter, der über die rein subjektive Erfahrung hinausgeht.

**Hilde Domin wird eine bedeutende Vertreterin deutscher Nachkriegslyrik und des ungereimten Gedichts.** Frei von Pathos und ohne Schwere schreibt sie über gelebtes Leben, in dem so viel Gewichtiges stattgefunden hat. Sie formuliert in einfacher und klarer Sprache,

empathisch und analytisch – veröffentlicht Erzählungen, Briefe, einen Roman, Essays und literaturwissenschaftliche Abhandlungen. Ihre Texte ermöglichen einen Dialog mit den Leserinnen und Lesern und werden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Mehr als fünf Jahrzehnte, noch im Alter von 95 Jahren, schreibt sie und sucht bei Lesungen das Gespräch mit dem Publikum, vor allem auch mit Schülerinnen und Schülern.

**Gegen das Vergessen. Für die Verteidigung der Menschenwürde.**

Hilde Domin weiß um die unauf löslichen Widersprüche menschlicher Existenz und darum, dass es Kraft erfordert, diese auszuhalten. „Dennoch“ ist die Haltung mit der sie ihren Lebensweg beschreitet – getragen von großem Lebensmut und einem optimistischen Menschenbild und von Lebenslust, dennoch.

Bevor sie 2006 im Alter von 96 Jahren in Heidelberg stirbt, hat sie die Inschrift für den Grabstein von Erwin Walter Palm und Hilde Domin aufgeschrieben: „Wir setzten den Fuss in die Luft / und sie trug.“  
**Ein Augenblick von Freiheit.**

LESEN:

Nur eine Rose als Stütze

Nicht müde werden

Wozu Lyrik heute

# Mascha Kaléko

SOZUSAGEN  
GRUNDLOS  
VERGNÜGT

\* 1907 in Chrzanów,  
Österreich-Ungarn, heute: Polen  
† 1975 in Zürich



## ” Sozusagen grundlos vergnügt

Ich freu mich, dass am Himmel Wolken ziehen  
Und dass es regnet, hagelt, friert und schneit.  
Ich freu mich auch zur grünen Jahreszeit,  
Wenn Heckenrosen und Holunder blühen.  
Dass Amseln flöten und dass Immen summen,  
Dass Mücken stechen und dass Brummer brummen.  
Dass rote Luftballons ins Blaue steigen.  
Dass Spatzen schwatzen. Und dass Fische schweigen.

Ich freu mich, dass der Mond am Himmel steht.  
Und dass die Sonne täglich neu aufgeht.  
Dass Herbst dem Sommer folgt und Lenz dem Winter,  
Gefällt mir wohl. Da steckt ein Sinn dahinter,  
Wenn auch die Neunmalklugen ihn nicht sehn.  
Man kann nicht alles mit dem Kopf verstehn!  
Ich freue mich. Das ist des Lebens Sinn.  
Ich freue mich vor allem, dass ich bin.

In mir ist alles aufgeräumt und heiter:  
Die Diele blitzt. Das Feuer ist geschürt.  
An solchem Tag erklettert man die Leiter,  
Die von der Erde in den Himmel führt.  
Da kann der Mensch, wie es ihm vorgeschrieben,  
– Weil er sich selber liebt – den Nächsten lieben.  
Ich freue mich, dass ich mich an das Schöne  
Und an das Wunder niemals ganz gewöhne.  
Dass alles so erstaunlich bleibt, und neu!  
Ich freu mich, dass ich ... dass ich mich freu.



HÖREN:



**„Ich freue mich. Das ist des Lebens Sinn.“**  
 Zwei Sätze – ein Gefühl und ein Gedanke, die eine große Menschheitsfrage beantworten. Zumindest aus Sicht des lyrischen Ichs in Mascha Kalékos Gedicht „Sozusagen grundlos vergnügt“. Über drei Strophen formuliert die Lyrikerin zahlreiche Gründe für ein vergnügtes Lebensgefühl, für die Lebensfreude eines Moments, in dem innerlich „alles aufgeräumt und heiter“ ist. „Dass Mücken stechen“ und „Spatzen schwatzen“ beglückt ebenso wie die Tatsache, „dass es regnet, hagelt, friert und schneit“. Das breite Spektrum der Eindrücke und Veränderungen in der Natur ist positiv konnotiert und gipfelt in sinnerfüllter Daseinsfreude: „Ich freue mich vor allem, dass ich bin.“



Mascha Kaléko beschreibt eine Momentaufnahme von subjektiv empfundenem Glück, eine alles durchdringende Freude, die euphorisiert, auf emotional intensive Höhen leitet. „An solchen Tagen erklettert man die Leiter, / Die von der Erde in den Himmel führt“. So fühlend – verliebt in das Leben und konfliktfrei mit sich selbst und der Umwelt – „kann der Mensch (...) den Nächsten lieben.“ Darüber äußert sich das lyrische Ich zum Ende der letzten Strophe vergnügt, und bleibt vom immer wieder neu wahrzunehmenden „Wunder“ und von dem „Schöne[n]“ fasziniert. Was weitere Freude auslöst. Erstaunt über diese Intensität endet das Gedicht mit der Essenz in einer Anapher: „Ich freu mich, dass ich ... dass ich mich freu.“ Die Bilder in Mascha Kalékos Versen sind – bis auf „rote Luftballons“ – allesamt natürlich. Das lyrische Ich erfreut sich an der sinnlichen Wahrnehmung der Abläufe in der Natur und kann sich begeistert darauf einlassen. Obwohl – was war zuerst? War die Lebensfreude innerlich schon spürbar und hat die große Begeisterungsfähigkeit für das Außen dann ermöglicht? Oder färben die Schönheiten und Wunder in der Außenwelt auf die Gefühlslage ab und lösen das Vergnügtsein dadurch erst aus?

Auch wie lange dieses „Sozusagen grundlos vergnügt[e]“ Gefühl anhält, bleibt offen. Eine Momentaufnahme zweifelsfreier Freude.

Und doch lässt sich in dem Gedicht eine Dialektik lesen – die vermeintlich ungebrochene Freude als kindliche Utopie einer Wissenden, die sich der Bedrohungen in der Welt bewusst ist und sich ihnen zum Trotz freut. Obwohl es „grundlos“ ist – es keinen Grund zum Vergnügtsein gibt – und in der Kenntnis, dass „rote Luftballons“ platzen können; oder ihnen nach kurzer Zeit die Luft entweicht.

**Die Dichterin hat früh erfahren, dass die menschliche Existenz nicht bedingungslos freudvoll ist. In ihrem Leben dominieren die Phasen, die nicht von der Leichtigkeit des Seins geprägt sind.** Golda Malka Aufen wird 1907 im österreichisch-ungarischen Galizien geboren, im heute polnischen Chrzanów. Ihre Wohnorte geben Auskunft über die Biografie einer Jüdin im historischen Kontext zweier Weltkriege und des Nationalsozialismus. Frankfurt am Main, Marburg, Berlin, New York City, Jerusalem. Und sie stehen für ein Gefühl von Heimatlosigkeit, das sie zeitlebens begleitet.

Berlin ist der Ort ihrer Jugend und jungen Erwachsenenjahre – von 1918 bis 1938 lebt sie in der wachsenden Großstadt. Sie absolviert eine Bürolehre und besucht Abendkurse in Philosophie und

Psychologie. Sie heiratet Saul Aaron Kaléko, einen Lehrer, und als Mascha Kaléko wird sie Ende der 1920er-Jahre – im Alter von Anfang Zwanzig – Teil der künstlerischen Avantgarde und steht bald in deren Mittelpunkt. Erste Kabarett-Gedichte von ihr werden in Zeitungen veröffentlicht, im Romanischen Café gegenüber der Gedächtniskirche steht sie im Austausch mit Kurt Tucholsky, Else Lasker-Schüler, Joachim Ringelnatz und anderen literarischen Persönlichkeiten.

In einfacher und direkter Sprache schreibt sie pointensicher und ironisch-melancholisch über das Berliner Leben mit seinen Hoffnungen und Hoffnungslosigkeiten – eine neuartige Großstadtlyrik. Ihre Themen sind der Alltag im Büro, die Liebe, Sehnsüchte und Nöte, die Probleme der Menschen – so entsteht eine zugängliche Poesie aus dem Alltag für den Alltag – und sie trifft damit den Nerv der Zeit. Mascha Kaléko formuliert im Stil der Neuen Sachlichkeit, jener Kunstrichtung in der Weimarer Republik zwischen den Weltkriegen, bei der die Betrachtung der gesellschaftlichen Gegenwart sachlich und unsentimental erfolgt – als Gegenbewegung zum metaphernreichen Expressionismus.

Ihr erster Gedichtband „Das lyrische Stenogrammheft“ erscheint 1933 bei Rowohlt, und Mascha Kaléko „erklettert (...) die Lei-

ter“ des großen Erfolgs. Grund zu großer Freude – doch 1935 erteilen ihr die Nationalsozialisten ein Berufsverbot als Schriftstellerin und untersagen den weiteren Verkauf ihrer Bücher. Ende der Karriere.

Der Komponist und Dirigent Chemjo Vinaver wird Mascha Kalékos zweiter Ehemann und Vater ihres Sohnes. 1938 emigriert die Familie noch vor den November-Pogromen von der Spree an den Hudson River. In New York veröffentlicht Kaléko deutschsprachige Gedichte in einer jüdischen Exilzeitung. Geld verdient sie mit dem Verfassen englischer Werbetexte für Toilettenartikel und Unterwäsche. Ihre Sehnsucht nach verlorener Heimat und Sprache ist intensiv, die finanzielle Situation kritisch.

In Erinnerung an Berlin schreibt sie Kindergedichte im Dialekt, reimt über Tiere und die Natur. In Gedanken an sozusagen grundlos vergnügte Tage?

**Mitte der 1950er-Jahre betritt sie zum ersten Mal wieder deutschen Boden. „Das lyrische Stenogrammheft“ wird wieder aufgelegt – erneut erfolgreich. Sie wird für den Fontane-Preis nominiert, doch als sie erfährt, dass ein ehemaliges SS-Mitglied in der Jury sitzt, lehnt sie ab. Keine weitere Nominierung wird folgen.**

„Das Glück ist arm an Phantasie; / Sein Repertoire ist ziemlich klein. / Das Unglück aber –

ein Genie! / Es fällt ihm stets was Neues ein.“

Mascha Kaléko zieht ihrem Mann zuliebe mit nach Jerusalem, wo er arbeitet – sie bleibt dort fremd, sprachlich und kulturell isoliert. Es ist ihre dritte Emigration.

1968 ereignet sich die größte Katastrophe ihres Lebens: Ihr Sohn stirbt an einer Bauchspeicheldrüsenerkrankung. Fünf Jahre später verliert sie ihren geliebten Mann durch einen Herzanfall. „Bedenkt: den eigenen Tod, den stirbt man nur, / Doch mit dem Tod der anderen muss man leben.“

1975 stirbt Mascha Kaléko im Alter von 67 Jahren in einem Züricher Krankenhaus an Magenkrebs. Bis dahin drückt sie ihre Gedanken und Gefühle noch in zahlreichen leidenschaftlichen Versen aus. „Mein schönstes Gedicht? / Ich schrieb es nicht. / Aus tiefsten Tiefen stieg es. / Ich schwieg es.“

Eine Vielzahl ihrer Gedichte erscheint posthum und mit unbekanntem Entstehungsdatum. In welcher Lebensphase, an welchem Ort Mascha Kaléko „Sozusagen grundlos vergnügt“ geschrieben hat, ist ebenfalls nicht überliefert. Es wurde erstmals 1977 in dem Band „In meinen Träumen läutet es Sturm“ veröffentlicht.

„Ich freu mich, dass am Himmel Wolken ziehen.“ Eine Momentaufnahme des Glücks.

LESEN:

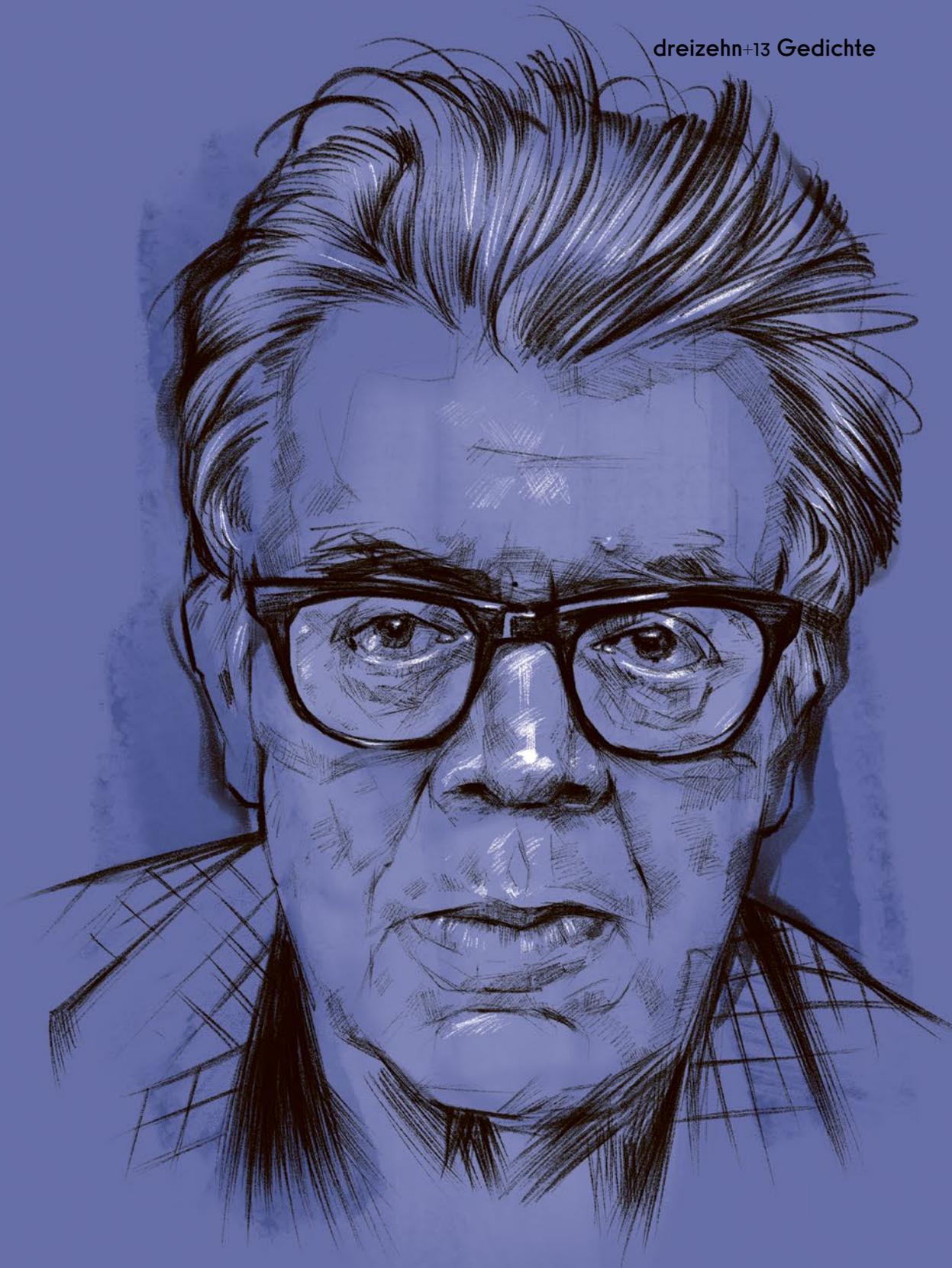
Für Einen

Der Papagei, die Mamagei  
und andere komische Tiere

Interview mit mir selbst

# Erich Fried

**WAS ES IST**



## ” Was es ist

Es ist Unsinn  
sagt die Vernunft  
Es ist was es ist  
sagt die Liebe

Es ist Unglück  
sagt die Berechnung  
Es ist nichts als Schmerz  
sagt die Angst  
Es ist aussichtslos  
sagt die Einsicht  
Es ist was es ist  
sagt die Liebe

Es ist lächerlich  
sagt der Stolz  
Es ist leichtsinnig  
sagt die Vorsicht  
Es ist unmöglich  
sagt die Erfahrung  
Es ist was es ist  
sagt die Liebe

HÖREN:



„Nach dem deutschen Einmarsch in Wien 1938, der mich aus einem österreichischen Oberschüler in einen verfolgten Juden verwandelte, und nach der Ermordung meines unpolitischen Vaters durch Gestapo-Beamte, nahm ich mir vor, wenn ich lebend entkäme, zu tun, was mein Vater in den letzten Jahren seines Lebens vergeblich tun wollte: **Schriftsteller zu werden.** Ich wollte gegen Faschismus, Rassismus und die Austreibung unschuldiger Menschen schreiben.“



So formuliert Erich Fried im Londoner Exil seinen schriftstellerischen Impetus. Als er 1938 aus seiner österreichischen Heimat flieht, ist er 17 Jahre alt. Den Nationalsozialisten lebend entkommen, realisiert er sein Vorhaben: Er wird Dichter und positioniert sich zeitlebens gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

**In mehr als zwanzig Gedichtbänden veröffentlicht er ab 1944 seine Verse – er schreibt über alles, was ihn bewegt: den Holocaust, über Kapitalismus, den Krieg in Vietnam, über Sehnsüchte, Sozialismus, atomares Aufrüsten, Österreich, die Liebe und vieles mehr.**

Es ist, was es ist. In Deutschland sieht Erich Fried seine literarische Heimat, aber es ist auch das Land der Verfolger und Mörder seiner Familie. Der linke Lyriker provoziert Mächtige, indem er das Zeitgeschehen schonungslos kommentiert; er ist ein moralischer Mahner, der an die Vergangenheit erinnert und erwartet, dass Lehren aus ihr gezogen werden, und auch ein Erklärer. Er scheut keine Konflikte, polarisiert, polemisiert und sucht die Auseinandersetzung mit Widersprüchlichem – auch in der Sprache seiner Gedichte, die in die Tausende gehen.

Sie treffen in der Bundesrepublik Deutschland vor allem den Nerv der friedensbewegten, politisch links verorteten Jugend. Er wird

Mitglied der „Gruppe 47“ und zu einer Ikone der 68er-Bewegung. Anders in konservativen Kreisen, dort heißt er „Stören-Fried“.

Er ist, wer er ist. Erich Fried ist ein Menschenfreund, dessen Nächstenliebe trotz der Gräueltaten an seiner jüdischen Familie im Nationalsozialismus nicht zerbrach. Er sucht den Dialog mit Andersdenkenden, möchte sie verstehen und zwischen Menschen und ihren Taten unterscheiden. Liebe und Politik begreift er als zusammengehörig. Sein Engagement gegen Ungerechtigkeit gilt auch, wenn sie politische Gegner trifft.

1979 überrascht der fast Sechzigjährige mit der Veröffentlichung seiner „Liebesgedichte“ – sie werden zum größten Erfolg des Lyrikers, der Gedichtband zu einem der erfolgreichsten überhaupt in der BRD. Nach wie vor lebt Fried in seiner einstigen Exil-Stadt London. Er ist in dritter Ehe verheiratet und Vater von sechs Kindern.

**Sein berühmtestes Gedicht „Was es ist“ erscheint 1983 – fünf Jahre bevor er an den Folgen einer Krebserkrankung stirbt.**

Darin widmet er sich der Liebe, jenem Gefühl starker Zuneigung, das mit Worten so schwer zu greifen ist. Fried formuliert einen Dialog zwischen der Liebe und ihren möglichen Widersachern: Vernunft, Berechnung, Angst, Einsicht, Stolz, Vorsicht und Erfah-

ung. Sie alle werden personifiziert, und jeder „sagt“ aus der eigenen Perspektive, was „es ist“. Sie sprechen von „Unsinn“, „Unglück“, „Schmerz“ und den Adjektiven „aussichtslos“, „lächerlich“, „leichtsinnig“ und „unmöglich“.

Die Konnotationen sind allesamt negativ, so wird die Liebe in Frage gestellt. Aber sie – ebenfalls personifiziert – wird nicht unsicher, sie wiederholt fortwährend lakonisch: „Es ist, was es ist.“

Der so entstehende Dialog in drei Strophen lässt sich als Auseinandersetzung zwischen Kopf und Herz lesen, als verbaler Ballwechsel zwischen Warnungen vor der Liebe und Vertrauen in sie. Die rationalen Argumente greifen an, versuchen eins nach dem anderen ein breites Spektrum abschreckender Behauptungen auszuspielen, erhöhen die Schlagkraft von zwei auf sechs Verse nach der ersten Strophe. Die Liebe wehrt sanftmütig, aber standhaft ab. „Es ist was es ist / sagt die Liebe“ – und das dreimal, zum Ende jeder Strophe.

Die Liebe spricht in der Überschrift, und sie hat das letzte Wort.

Erich Fried erklärt die Liebe mit der Überwindung der Hürden, die sich ihr in den Weg stellen können. „Was es“ konkret bedeutet, benennt er nicht. Ob sie ihr Wesen trotz oder wegen der ihr entgegengebrachten Einwände hat, und was die Liebe darüber hinaus im

Positiven ausmacht, lässt er in der Schwebel. Der Vers „Es ist was es ist“ kann argumentativ nicht widerlegt werden – die Aussage ist tautologisch.

Der Dichter offenbart so die Größe der Liebe, die bei ihm über den Dingen und für sich steht, keiner weiteren Erläuterung bedarf. Sie stellt sich der Konfrontation – ohne das Bemühen, sich mit vielen Worten zu erklären; wer sie je erlebt, weiß um ihre Bedeutung, um das große Glück und das große Leid, das mit ihr verbunden sein kann.

**Erich Frieds Liebe lobt sich nicht, sie rechtfertigt sich nicht, sie bläht sich nicht auf. Sie ist, was sie ist.**

LESEN:

Aber

Den Herrschenden

Macht der Dichtung

# Das Team von dreizehn +13 Gedichte



**KATHARINA PÜTTER**

Die Schauspielerin, Autorin und Übersetzerin kuratiert in allen Magazinen unserer Lyrik-Reihe die dreizehn Gedichte und schreibt zu jedem einen essayistischen Kommentar. Für die Sonderausgabe haben wir neun davon ausgewählt. Die von ihr gelesenen Gedichte sind über Audiofiles zu hören. Neben ihrer Theaterarbeit (u.a. Ernst Deutsch Theater) ist sie bei literarischen Lesungen live zu erleben, außerdem in Hörspielen und Radio-Features. Als Autorin („Leben geht weit“) widmet sie sich insbesondere biografischen Themen. Sie übersetzt moderne Theaterstücke aus dem Englischen (Wesker, Skinner). Katharina Pütter wurde in Flensburg geboren, hat ihr Schauspielstudium an der Akademie für Darstellende Kunst Bayern absolviert. Sie lebt in Berlin.



**DIETER BRAUN**

Illustrator aus Hamburg. Er zeichnet die historischen Dichter:innen. Der renommierte Künstler („Time Magazine“, „Stern“, „Zeit“) und Kinderbuchautor („Die Welt der wilden Tiere“; „Zu Hause bei den wilden Tieren“) studierte Kommunikationsdesign an der Essener Folkwang Universität der Künste.



**BARBARA HEINE**

Die Hamburger Kulturmanagerin sucht die +13 zeitgenössischen Gedichte aus, die bei den regulären Ausgaben den zweiten Heftteil bilden, und moderiert diese an, indem sie zu jedem der Texte einen eigenen Zugang findet. Brücken zu bauen zwischen Inhalten und Menschen, zwischen Poesie und Realität, Entwurf und Realisierung, Tradition und Innovation, ist Kern ihrer Arbeit. Mit ihrer Agentur HEINEKOMM bringt Barbara Heine seit 20 Jahren Menschen und Institutionen zu Kultur-, Gesellschafts- und Medienthemen ins Gespräch. Mit vielen der von ihr hier ausgesuchten Autorinnen und Autoren hat sie selbst schon zusammengearbeitet. Lyrik lesen ist für sie wie mehrsprachig sein.



**ANDREAS VOLLERITSCH**

Der gebürtige Österreicher mit Büros in Hamburg und Pettenbach verantwortet das Design. Gründer des Editorial Design Büros NEUBAUDESIGN, das sich auf die grafische Konzeption, Entwicklung und Umsetzung von Magazinen und Büchern spezialisiert hat. Er ist Mitglied im Art Directors Club und gestaltete u.a. „Das Grundgesetz als Magazin“ und „Das Neue Testament als Magazin“.

FOTOS: Thomas Ernst (ernst-fotos.de); Stefan Albrecht/Albrechts Beste Bilder; Enver Hirsch (enverhirsch.com); privat

## IMPRESSUM

Herausgeber und  
Chefredakteur  
Oliver Wurm  
(v.i.S.d.P.)

## AUDIOFILES

Regie:  
Roman Ruthardt,  
Sven Stricker  
Toningenieur:  
Patrick Ehrlich  
QR-Codes:  
Jan Ammenwerth

## MITARBEIT

Janne Ulrich

## SCHLUSSREDAKTION

Broder-Jürgen Trede

## REPRO & LITHO

Martina Drignat

Fotonaachweise: im Seitensturz

© für alle Beiträge:

Oliver Wurm | Medienbüro  
Hein-Hoyer-Straße 16  
20359 Hamburg



# AUS GUTEM GRUND: Das Grundgesetz als Magazin.



[dasgrundgesetz.de](https://dasgrundgesetz.de)